



Quelle: *Kulturchronik 21. Jahrgang, Nr. 5, 2003*

## Porträt

### Ulrike Freitag, Leiterin des Berliner Zentrums Moderner Orient

Sie ist seit einigen Monaten Direktorin eines Forschungszentrums mit 22 Wissenschaftlern, Sonderprofessorin für Islamwissenschaft an der Freien Universität, Mutter von zwei Kindern, gerade ein und drei Jahre alt. Die 40jährige Historikerin, die bisher in London an der „School of Oriental and African Studies“ lehrte, hat in Berlin vier Jahre Zeit zu beweisen, dass das Zentrum Moderner Orient, ein geisteswissenschaftliches Institut außerhalb der Universitäten, mit regionalem Schwerpunkt, eine sinnvolle Ergänzung der Forschungslandschaft darstellt. Die Frage steht durchaus in der Diskussion. Im Jahr 2007 endet die Testphase für das bisher wenig bekannte Institut. Dann wird evaluiert.

Ulrike Freitag kennt es von ihrer Londoner Zeit nicht anders. An dem Department des ehemaligen Kolonialinstitutes arbeiteten Islamwissenschaftler, Historiker, Juristen, Politologen und Geografen gemeinsam zum Nahen Osten; eine ähnliche Fülle von Fachleuten forschte über Afrika, über Indien, über China, alles in einem Haus. Ähnlich interdisziplinär und vergleichend geht es im Berliner Zentrum zu. Die Arbeitsbedingungen sind gut: Es gibt genügend Gelder für Forschungsreisen und ausländische Gäste, keinen Zwang zur Lehre, wenig Bürokratie. Kein Wunder, dass sich da an den Hochschulen zuweilen Neid regt, auch wenn sie ebenfalls von der Vernetzung durch das Zentrum profitieren können und sollen.

Seit Ulrike Freitag ein junges Mädchen war, hat sie die Länder rund um den Indischen Ozean bereist, am liebsten allein. Zuerst mit dem Sammeltaxi durch Tunesien, zum Sprachkurs nach Ägypten, zum Studium nach Syrien, zum



Foto: Zentrum Moderner Orient

Forschen nach Jemen, Singapur, Java. Auf den Straßen von Damaskus fühlt sie sich nachts sicherer als in der Innenstadt von London, sagt sie. Sie hat gelernt, wie man sich in diesen Welten bewegt. Selbst da, wo fast nichts mehr geht: in Saudi Arabien, wo allein reisende Frauen oft schon kein Visum erhalten, keine Hotelzimmer und Autos mieten dürfen, wo es getrennte Männer- und Frauenuniversitäten gibt und keinerlei öffentlichen Ort, an denen sie ihre männlichen Historikerkollegen treffen könnte.

„Man kann den Orient nur mit dem liebenden Herzen verstehen.“ Den Ausspruch von Annemarie Schimmel, der jüngst verstorbenen Grande Dame der Islamwissenschaften, kommentiert Ulrike Freitag so: „Es gibt doch noch den Kopf.“ Sie gehört zu einer anderen Generation als Schimmel: Sie ist Historikerin, hält Abstand zu jeder Religion. Rationale Begriffe statt Umarmungsgesten und Kulturbotschaftertum. Natürlich gehöre eine Grundsympathie für den Forschungsgegenstand dazu, das bestreitet Ulrike Freitag nicht. Aber eigentlich ist Wissenschaft für sie eine Frage der Einstellung: egal ob Teilchenphysik, Mittelalter oder Islam. Und „den Orient“, den es in dieser Einheit ohnehin nicht gibt, zu verteidigen, eine

weltanschauliche Gesamteinschätzung abzugeben, das, findet sie, gehört nicht zu ihren Aufgaben.

Ulrike Freitag arbeitet lieber mit westlich orientierten Forschern aus den muslimischen Ländern zusammen, zerlegt die kompakten Stereotype, historisiert, zeigt, dass auch ein Begriff wie „Dschihad“ unterschiedliche Bedeutungen zu verschiedenen Zeiten hatte. Wörtlich heißt „Dschihad“: „eine Anstrengung unternehmen“. Dieser Begriff wurde abwechselnd moralisch und militärisch interpretiert. Ulrike Freitag will einer Instrumentalisierung von Begriffen durch solche nüchternen Analysen den Boden entziehen.

Wissenschaftler geben meist kompliziertere Antworten, als sie die Öffentlichkeit hören will. Da machen Ulrike Freitag und das Zentrum Moderner Orient keine Ausnahme. Zweifel säen, wenn eine Kultur sich lediglich über die Abgrenzung zur anderen definiert, kleine Wissenspakete schnüren, die unabhängig von Weltanschauungen nützlich sind, mehr will Ulrike Freitag eigentlich gar nicht. In aufgeregten Zeiten wie diesen ist das schon ziemlich viel. Wissenschaft als antifundamentalistisches Kühlsystem — ein kaltes Tuch auf einer Fieberstirn.

Kirsten Wenzel/Tagesspiegel